

können oder wollen. Ihm ist der Staatsmann an dieselbe ethische Richtschnur gebunden wie der Privatmann. Und er sieht den Unterschied nicht zwischen geschichtlich erwachsenen, selbständigen, wenn auch kleinen Volksindividuen mit eigener Sprache und Kultur, wie z. B. Dänemark, und etwa den Klein- und Mittelstaaten des Deutschen Bundes, die trotz ihrer Scheinsouveränität nichts waren und sind als unselbständige Teile eines größeren Ganzen, ohne das Recht der Selbstbestimmung, vielmehr, sobald die Stunde schlägt, dazu bestimmt, im großen Ganzen ihrer Nationalität aufzugehen. Deshalb wird er auch nicht müde, sanft und leise, doch mit sich steigendem Nachdruck Treitschke es zu verweisen, daß er Gebilde wie Lippe und Waldeck oder auch wie Sachsen kurzweg als „Raubstaaten“ bezeichnet (soll in seinem Munde wohl bedeuten, Staaten, die es verdienen, sobald wie möglich geraubt, annektiert zu werden?) und dem Staatsmann das Recht zuspricht, zur Verwirklichung der Einheitshoffnung seines Volkes des Wahlpruchs der Jesuiten sich zu bedienen: der Zweck heiligt das Mittel. Er wird nicht innerlich ergriffen von Treitschkes Ausspruch (Essay über Cavour), den er doch selbst (S. 192) zitiert: Dem Staatsmanne sei nicht wie dem schlichten Bürger gestattet, die fleckenlose Reinheit seines Wandels und seines Rufes als das höchste der sittlichen Güter heilig zu halten: „Er lebt den Lebenszwecken seines Volkes, er soll die Zeichen der Zeit zu deuten wissen, den göttlichen Gedanken herausfinden aus dem Gewir der Ereignisse und ihn verwirklichen in hartem Kampfe. Dies allein ist politische Wahrhaftigkeit, dies die politische Tugend, die den Frauen und Gemütsmenschen allezeit unfassbar bleibt. Läßt sich der Widerstand der trägen Welt anders nicht überwinden, so soll der Staatsmann für den Sieg der Idee auch die Mittel der Arglist einsetzen, die der einzelne für die endlichen Zwecke seines Tuns nicht brauchen darf. An den rauchenden Trümmern des Vaterlandes sich die Hände wärmen mit dem behaglichen Selbstlob: ich habe nie gelogen — das ist des Mönches Tugend, nicht des Mannes.“

Hätte nicht hier der Däne doch wohl bedenken sollen, wie viel Arglist, Lüge und Jesuitismus der französischen, russischen und englischen Staatsmänner dazu gehört hat, den Weltkrieg zu entfesseln, der Dänemark die nordschleswigschen Bezirke in den Schoß geworfen hat? . . .

Im übrigen aber wird der Leser, auch der sachmännische, in Herrn Hjelholts Buche über Treitschke, Bismarck, Morik Busch und Gustav Freytag eine Fülle von Dingen finden, die gut gesehen und noch heute interessant, auch anderswo so nicht zusammengestellt sind. Schließlich jedoch dürfte es nicht angebracht sein, dem noch unreifen, noch nicht urteilsfähigen jugendlichen Leser es in die Hände zu geben, dem es noch nicht möglich ist, die bedenkliche Grundanschauung des Verfassers herauszuschälen und zu entlarven; es gehört also nicht in eine Schülerbibliothek.

Was den Stil des Buches angeht, so wäre es ungerecht, da mit einem Ausländer rechten und ihm vorwerfen zu wollen, es wäre matt und flach geschrieben. Verwunderlich ist nur, daß, nach dem Vorwort, ein Deutscher es der Revision unterzogen und dennoch eine Fülle von Danismen hat stehen lassen, außerdem auch noch viele Hunderte von Indikativen und falschen Kasus, die das Lesen des Buches zur Pein machen, aber natürlich darin ihren Grund haben, daß der Däne keine Konjunktive und eigentlich auch keine Kasuslehre hat.

Dr. Traugott Samm.

Gustav Friedrich Meyer, Wunnern un Wünschen. Plattdeutsche Volksmärchen für Kinder erzählt. Neumünster: R. Wachholtz. — Wenn G. Fr. Meyer plattdeutsche Märchen erzählt, so hören ihm nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen mit heller Freude zu. Und so ist es eine Gabe nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene, die uns der Verfasser in seinem neuesten Bande bringt. Es ist für jeden, der ein Ohr für derartige Dinge hat, wieder ein großer Genuß, diese Märchen zu lesen, die den Volkston mit geradezu wundervoller Ursprünglichkeit treffen. Wahrhaftig, nicht umsonst hat Altmeister Wisser Gustav Friedrich Meyer auf dem Heimatfest zu Sandesneben zu seinem „Thronfolger“ ernannt. Es gibt keinen, der der Nachfolge Wissers würdiger wäre. Doch, halt, hier gilt es ja in erster Linie zu betonen, was dies neueste Buch für unsere Kinder bedeutet. Nun, es ist

sicher, sie werden ihr reines Vergnügen daran haben, nicht zuletzt auch wegen des reichen Bilderschmucks und der schönen Ausstattung des Bandes. Möge es also auf recht vielen Geburtstagsstischen unserer Kinder erscheinen! G.

Die Zeitschrift des Vereins für Schleswig-Holsteinische Geschichte hat ihren 58. Band herausgegeben, der an Reichhaltigkeit und Gediegenheit der Beiträge den früheren Bänden nicht nachsteht. Für die lauenburgische Forschung ist besonders ein Aufsatz von Prof. Johann Ulrich Folkers bedeutsam, der den Titel trägt: „Zur Frage nach Ausdehnung und Verbleib der slavischen Bevölkerung von Holstein und Lauenburg“. In dieser Arbeit geht der Verfasser der genannten vielumstrittenen Frage mit einer Gründlichkeit nach, wie es bisher wohl noch nie geschehen ist. Er beleuchtet im Verlauf seiner Untersuchung die außerordentlich weitschichtige Literatur zu diesem Thema. Er bespricht die Urgermanen-, die Ausrottungs- und Verflüchtigungstheorie und sucht dann aus den indirekten Quellen Anhaltspunkte zu gewinnen. So durchforscht er die Familien- und Ortsnamen, die Volkstracht, anthropologische Kennzeichen, Genealogie und Heraldik, vermag aber eigentlich nur aus der Siedlungsform, den Agrarverhältnissen und der Hausform einige sichere Schlüsse zu ziehen. Die Arbeit hat für uns Lauenburger besonders deshalb Bedeutung, weil sie eine Fülle von Einzelheiten über die Besiedlung unseres Landes bringt. So untersucht sie die Anlage einer großen Anzahl von lauenburgischen Dörfern und kommt zu dem Ergebnis, daß wir Rundlinge und Rundangerdörfer mit deutschem und slavischem Namen haben, daß also keinesfalls die Rundlingsanlage als ein besonderes Kennzeichen slavischer Besiedlung anzusehen ist. Haben doch sogar die Sachsenwalddörfer, wie Hohenhorn, Kröppelsbagen, Wohltorf, die ganz sicher erst nach der deutschen Besiedlung angelegt sind, Rundlingscharakter. Interessant ist weiter die Feststellung, daß die Dörfer, die die Bezeichnung „Klein-“ vor ihrem Namen tragen und die man schon immer als slavisch angesehen hat, fast durchweg die Form des schmalen Straßendorfes besitzen. Sie sind aber vermutlich erst nach der deutschen Einwanderung als Flüchtlingsdörfer angelegt, möglicher Weise unter Nachahmung deutscher Kolonistenbauart. Doch wir können hier nur verschwindend wenig aus dem reichen Inhalt der Arbeit wiedergeben. Soviel aber ist sicher, daß wir den wertvollen Aufsatz noch oft für die Beantwortung von grundsätzlichen und von Einzelfragen heranziehen werden. G.

Der Wagen 1930. Ein Lübeckisches Jahrbuch. Herausg. im Auftrage der Vereinigung für volkstümliche Kunst von Paul Brochhaus. Lübeck: Franz Westphal. — Unser Lauenburg liegt in dem engeren Kulturkreise, dessen Mittelpunkt seit Jahrhunderten die große Nachbarstadt Lübeck ist, und so dürfen wir auch in unserer Heimatzeitschrift nicht an den bedeutenderen literarischen Erscheinungen Lübecks vorübergehen, zumal wenn sie programmatischen Charakter haben. Solch' programmatischen Charakter hat auch das Jahrbuch „Der Wagen“ für 1930, das der Gemeinnützigen Gesellschaft zu ihrem 140. Stiftungstage gewidmet ist. Der Herausgeber Paul Brochhaus selbst setzt sich darin im ersten Aufsatz mit den Zielen einer gemeinnützigen Gesellschaft auseinander und zeigt, wie diese im Laufe der Jahrzehnte eine wesentliche Änderung erfahren mußten, schon weil viele von ihren Aufgaben heute auf die politischen Körperschaften übergegangen sind. Neben den Aufsätzen, die sich mit der Gemeinnützigen Gesellschaft beschäftigen, finden wir in dem auch mit Bildern reich ausgestatteten Bande eine Fülle allgemein interessierender Beiträge: Novellen von Griefe, Anthes und Pauls, Gedichte von Luetgens, Enns und Schulte und eine Reihe wertvoller Abhandlungen. Wir greifen nur den Abdruck von Jacob von Melles altem reizvollen Bericht über die Einführung der Reformation in Lübeck, ferner Fritz Schumachers Aufsatz über „Die Zeitgebundenheit“ der Architektur und schließlich die bedeutsame Anregung von Museumsdirektor Heise hervor, die die Fassade der Katharinenkirche mit religiösen Figuren von Ernst Barlachs Meisterhand schmücken möchte. Wir Lauenburger, die für das Werk Barlachs schon deshalb ein erhöhtes Interesse haben, weil der Künstler glückliche Knabenjahre in Rakeburg verlebt hat, bringen diesem schönen Plan begreiflicher Weise besondere Teilnahme entgegen und haben den aufrichtigen Wunsch, daß er in nicht zu langer Zeit Wirklichkeit werde. Das Jahrbuch verdient die volle Aufmerksamkeit unserer Leser. Es ist eine wertvolle Gabe nicht nur für die Gemeinnützige Gesellschaft, sondern für jeden gebildeten Leser. G.